

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 10

Artikel: Grossadmiral von Spanien und Vizekönig von Cipangu
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637582>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Aerzte als Forscher, Entdecker und Erfinder

Im Zusammenhang mit der Wanderausstellung, die momentan in Bern und später in andern Städten gezeigt wird, möchten wir auch in der "Bernischen Woche" die grossen Verdienste einiger Schweizer Aerzte erwähnen und in der heutigen, sowie in den folgenden Nummern einen kurzen Ueberblick über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen geben.

Wenn Schweizer Aerzte als Forscher, Entdecker und Erfinder dokumentiert werden, so möge man bedenken, dass es nicht immer die Medizin war, die durch ihr Wirken bereichert wurde. Ausbildung und berufliche Tätigkeit bildeten den Arzt wie kaum einen anderen Menschen mit den verschiedensten Weisen und Lebensgebieten in Berührung. War es bis zum 19. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches, wenn ein Mediziner Botanik oder Zoologie dozierte oder sogar einen Lehrstuhl für Physik für Rhetorik oder Griechisch erhielt, so zeigt das, wie wenig verschieden damals noch die Disziplinen waren und welches Gewicht man auf die Universalität der akademischen Bildung legte, wie verhältnismässig klein aber auch der Bereich des eigentlichen medizinischen Wissens war. Unter solchen Umständen ist es verständlich, dass der Mediziner, seiner Neigung folgend, sich ohne grosse Hindernisse eine Tätigkeit wählte, die ihn unter Umständen weitab von ärztlichem oder medizinischem Wirken führte. Aber auch in neuester Zeit noch, wo die Spezialisierung der Medizin zu einer Konzentration der Kräfte auf das Besondere drängt, haben Schweizer Aerzte sich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften oder dem der Geisteswissenschaften hervorgetan.

Théophile Bonet 1620—1689

Als Stadtarzt in Neuenburg bemühte er sich vor allem um die Verbesserung des Gesundheitswesens. Früh schon plante er ein "Vademecum für den praktischen Arzt. Die Richtung wies ihm dabei sein früh bekundetes Interesse an Fragen der pathologischen Anatomie. Die Ergebnisse seiner pathologisch-anatomischen Studien sind in dem grossen Sammelwerk "Observationum niedergelegt. Jede Beobachtung enthält Angaben über Krankheitsverlauf, Todesursache und vorfindene Veränderungen an der Leiche, die in Zusammenhang mit der Krankheit stehen. In dieser systematischen Art der Beobachtung an der Leiche war Bonet bahnbrechend.

Johann Jakob Wepfer 1620—1695

Das wissenschaftliche Werk Wepfers lässt sich gliedern in Forschungen über Bau und Funktion des Gehirns und der Eingeweide sowie über die Wirkungsweise bestimmter Gifte. Neue Aufschlüsse vermittelten besonders seine Beobachtungen über die Gefässe des Gehirns, die er mit Hilfe von Injektionen farbiger Flüssigkeiten klarlegte. Diese Beobachtungen ergänzte er durch wertvolle Hinweise auf die allgemeine Pathologie. Klassisch ist seine Beschreibung der Verdauungserscheinungen nach Genuss von Wassererschieren geworden. — Wepfers Forschungen erstreckten sich aber auch auf pflanzliche und mineralische Stoffe, und er erkannte u. a. auch die chronische Quecksilbervergiftung als gewerbliche Schädigung.



CONRADILUS GESNERUS

Handwritten text from a manuscript or book, likely related to Gessner's work in bibliography and botany.



Conrad Gessner

Geboren 26. März 1516, gestorben 13. März 1565 in Zürich. Neben seiner Tätigkeit als Arzt und als Lehrer der Physik fand er auch Zeit, die "Bibliotheca universalis" zusammenzustellen, mit der er der Begründer der Bibliographie geworden war. Leider konnte Gessner sein verheissenes Werk, die Botanik, nicht zum Abschluss bringen, der Nachlass wurde erst später bearbeitet. Gessner hat als einziger unter seinen Zeitgenossen die Blüten und Samen der Pflanzen bis in die Einzelheiten betrachtet und ihren Wert für die Bestimmung der Verwandtschaft erkannt. Als Erforscher der Flora Fauna der Alpen führte er das für die damalige Zeit erstaunliche Unternehmen einer Pilatusbesteigung aus. 1555. Wohl der erste der Abbildungen von Kristallen und Petrefakten veröffentlicht.

Felix Platter, 1536—1614

Platters Ruhm als praktischer Arzt war gross. Er machte sich um den medizinischen Unterricht in Basel sehr verdient, indem er öffentliche und private Sektionen sowie Demonstrationen am Krankenbett einführte. Erst in späteren Jahren setzte er sein Lebensverdienst in die Werke, die für die spezielle Krankheitslehre von höchster Bedeutung geworden sind. Eine bahnbrechende Neuerung bedeutete es, dass Platter als erster die Krankheiten nicht nach ihrem organischen Sitz, sondern nach ihren herausstechendsten Merkmalen ordnete. Ganz neue Perspektiven eröffnete er auch, dass Platter die Geistesstörungen nach ihren herausstechendsten Merkmalen ordnete, ganz neue Perspektiven eröffnete er auch, dass Platter die Geistesstörungen nach ihren herausstechendsten Merkmalen ordnete, ganz neue Perspektiven eröffnete er auch, dass Platter die Geistesstörungen nach ihren herausstechendsten Merkmalen ordnete...

Großadmiral von Spanien und Vizekönig von Lipangu

«Wie schön das Meer heute liegt!»
«Ja, Vater. Hoffentlich können wir recht bald die Segel lichten, um Cipangu zu fahren.»
Aufsätzend setzte sich Christoph Columbus auf die Klosterterrasse und abgelmüht, sehnsüchtig schaute er nach dem Golf von Palau aus ins offene Meer. Wie lang schon kämpfte er für die Verwirklichung seiner Idee. Alle haben ihm für einen phantastischen Menschen sein Blick über den Golf von Palau nicht mehr auf Zauberei oder auf Dämonen, sondern in der Hauptsache auf natürliche Ursachen zurückgeführt. Auch Frauenleiden und den spezifischen Charakter der Kinderkrankheiten wurde er klar herausgearbeitet. Zudem hat er eine Statistik über die Pest eines ganz neuen Art des Studiums von Epidemien eingeführt.



Die rote Venus

«Kannst gleich essen, lieber Ruedi, ich habe mich eben etwas verspätet. Kannst du nicht schon mal in die Stadt gehen haben?»
«Erwiderte der Ehemann, Ruedi, ein wenig, der soeben von der Arbeit zurückgekehrt war. Was gibt's denn neues?»
«Nichts, ganz die Farbe, welche ich mir nach dem Abendessen ausgesucht habe.»
«Was Du doch von meinem neuen Kleid, ich habe schon so lange benötigt. Ich darf es nicht haben, lieber Ruedi, geht?»
«Sagst du da, ein neues Kleid mücht ich nicht haben. Da gibt's nichts draus, schlage doch den Wchsel zu einem neuen Kleid.»
«Man hat auch ein neues Kleid mücht ich nicht haben. Da gibt's nichts draus, schlage doch den Wchsel zu einem neuen Kleid.»
«Man hat auch ein neues Kleid mücht ich nicht haben. Da gibt's nichts draus, schlage doch den Wchsel zu einem neuen Kleid.»
«Man hat auch ein neues Kleid mücht ich nicht haben. Da gibt's nichts draus, schlage doch den Wchsel zu einem neuen Kleid.»
«Man hat auch ein neues Kleid mücht ich nicht haben. Da gibt's nichts draus, schlage doch den Wchsel zu einem neuen Kleid.»

«abend.» Die Uhr der nahen Kirche schlug die 7. Abendstunde, als Ruedi Müller die Wohnung verliess. «Warte dann nicht auf mich, Frauchen, es kann spät werden», rief er noch seiner Ehegattin zu und war im nächsten Moment verschwunden.
Frau Elisabeth war mit der Küchenarbeit fertig und sass im Wohnzimmer an einer Strickarbeit. Es war bald 9 Uhr, als plötzlich das Telephon schrillte. «Ja, Müller, wer ist dort?» Ah, du bist es, Ruth, wie geht es? Wie, was sagst du, ist doch nicht möglich! Bist du denn auch schon sicher? Gespannt hatte Frau Elisabeth in den Hörer hineingehört und hängte nun wieder auf. «Das kann gut werden», sprach sie halblaut vor sich hin, während sie die Schranktüre zu ihrer Garderobe öffnete. Hier in dieser Schachtel muss es sein, mein altes Maskenkostüm. In diesem hat er mich noch nie gesehen. Jetzt fehlt nur noch die seidene Halbmaske.
Im Hotel «Ochsen» war Hochbetrieb. Pierrots, Chinesen, indische Maharadschas, Kamminger, Biedermeier Dämonen und andere mehr, tanzten zur Musik des Ballorchesters, das soeben zu einem Wiener Walzer angesetzt hatte. Direkt neben dem Säleingang sass eine amputierte Venezianerin und erblaute sich an einem Orangina. Plötzlich ging die Türe auf und eine reizende rote Venus trat ein. Ihr Kostüm war ein einziger Komplex rotleuchtender Seide und eine dito farbene Maske bedeckte geheimnisvoll den Oberteil ihres Gesichts. Bei ihrem Erscheinen hatte sich die Venezianerin erhoben und dicht an die neue Angenommene herantratend, flüsterte sie dieser zu: «Ich bin es, Elisabeth, die Ruth, komme mit, er ist noch da.»
In unmittelbarer Nähe des Buffetes, wo alle möglichen Leckerbissen zu haben waren, sass ihrer Vier in ziemlich angelegtem Zustand. Sie waren weiter nicht kostümiert als mit einer schwarzen Halbmaske. Der eine von ihnen, ein kleiner, dicker Herr mit hochgerötetem Gesicht, meinte eben zu seinem Gegenüber: «Du Ruedi, ich verwende den genau gleichen Trick und immer noch mit Erfolg! Darauf brauchen alle in ein schallendes Gelächter aus und stossen mit den Gläsern auf gutes Gelingen an. Es war 11 Uhr geworden. Die vier Gentlemen hatten schon lange Zuzug erhalten. Eine rote Venus und eine Venezianerin hatten sich ihnen beigelegt und schienen sich aus trefflichste zu unterhalten. Zwischenmühen wurde fleissig getanzt und die neue Bekanntschaft geföhrt geföhrt... Ruedi Müller hatte einen richtigen Schwips und gab sich als Emil Stucki aus. Drei-vier-mal schaute er auf seine Uhr, bis er sich inne wurde, dass es halb zwölf Uhr war. Das Orchester spielte gerade einen feurigen Casard, als sich Ruedi von seinen Freunden verabschiedete. Mühsam bahnte er sich einen Weg durch den Maskenrummel nach dem Ausgang. Wie er jedoch das Hotel verlassen wollte, wurde er von den beiden Maskaraden eingeholt. «Wir kommen auch ein Stück mit, Emil, wenn du nichts dagegen hast», meinte die Venezianerin.
«Ach, warum denn nicht, aber wir nehmen einen Taxameter, denn die Kirchstrasse ist mir zu weit weg.»
«Von irgendwoher verkündeten zwölf Schläge Mitternachts, als vor dem Hause Kirchstrasse 7 ein Auto anhalt. Nach Bezahlung der Taxe verschwanden die drei entstiegene Fahrgäste im Hause. Ruedi Müller konnte kaum noch auf den Füßen stehen und war seinen beiden Begleitern überaus dankbar, dass sie ihn ins Haus geleiteten.
«Ich danke Ihnen, es geht jetzt schon allein, meine Damen», sprach er mit schwerer Zunge und wollte die Treppe emporsteigen. «Aber Herr Stucki, das können wir nicht verantworten. Sie in diesem Zustand allein zu lassen. Wir begleiten Sie doch wenigstens bis vor Ihre Mansardentüre.» Ruedi Müller stutzte einen Moment, als er mit Stucki angesprochen wurde. Dann kam ihm aber die Geschichte des vergangenen Abends wieder in den Sinn. «Pest, nicht so laut», flüsterte er: «man könnte uns hören und im übrigen fühlen sich mich wieder besser. Sie können gehen.»
«Daraus wird nichts!», widersprach die rote Venus: «vorwärts, wir helfen Ihnen». Alles Sträuben und Widersitzen half nichts und die beiden noch immer Maskierten zogen und schoben Ruedi langsam die Treppe empor. Dabei wurde er langsam nüchtern und erkannte je länger je mehr, in was für einer Gefahr er sich befand. Wie konnte er diese beiden los werden. Wenn seine Frau nur nicht dazu kam, sonst war er verloren. Ja, er machte sich geradezu unmöglich. Unterdessen waren sie im zweiten Stock, wo er wohnte, angelangt. Kam ihm denn kein glücklicher Zufall zu Hilfe?
Doch, er kam, aber nicht auf die Art, wie er ihn wünschte. Plötzlich öffnete sich die Wohnungstür und die Venezianerin gab ihm einen deren Stoss, dass er in den Gang hinein taumelte. Welcher Schreck, jetzt war er verloren. Durch die ausgetragene Angst war er komplett nüchtern geworden und stand nun ganz perplex den beiden Maskierten gegenüber, die ihn herzlich auslachten.
«So, Emil Stucki, deine Rolle ist ausgespielt, gib dir keine Mühe mehr! Mit diesen Worten zog die rote Venus ihre Maske ab und seine Frau, die Elisabeth, stand vor ihm. War das denn möglich! Am liebsten wäre er in einen tiefen Schacht versunken und unsichtbar geworden.
«Gelt, das hast du nicht erwartet», ertönte hinter ihm eine Stimme. Wie er sich umdrehte, gewahrte er die Venezianerin, die gerade demaskierte. «Was, das bist du, Ruth! Ich müsst mir aber erklären, wie ihr das fertig gebracht habt!»
Eine halbe Stunde später sass alle drei in der Küche bei einem heissen Kaffee, wo Ruedi der ganze Fall klargelagt wurde. Ruth, die Freundin seiner Frau, war im «Ochsen» am Maskenball und hatte Ruedi auf den ersten Blick erkannt. Per Telephon wurde Frau Elisabeth davon verständigt und der Plan ausgeheckt, wie man Ruedi am besten erwischen konnte. Dieser gab sich denn auch geschlagen und Frau Elisabeth kam auf diese Weise zu ihrem so heiss begehrten Kleid. B.

Haus- und Feldgarten

Winterkurs (Schluss)

Wir lernen die Lebensvorgänge in den Pflanzen kennen.

Das dient zum bessern Verständnis für die Gartenarbeit, ist überhaupt die Grundlage dazu. Das letzte Mal haben wir uns zusammen in das wunderbare Gebilde der Wurzel vertieft. Sie ist der aufnehmende Teil, gleichsam der «Mund» der Pflanze. Das *verarbeitende* Organ ist das Blatt, in diesem Falle also deren «Magen». Und da es auch Luft ein- und ausatmet, wäre es auch die «Lunge» der Pflanze, also ein überaus wichtiges Organ. Das Mikroskop offenbart uns da eine Wunderwelt des Kleinen mit überaus wichtigen und hochinteressanten Lebensvorgängen. In unsere Laiensprache übersetzt, lautet das ungefähr so: Das Blatt ist, wie der menschliche und tierische Magen, eine chemische Fabrik, wo Rohstoffe in neue Stoffe umgewandelt werden.

Rohstoffe: Die Pflanzennährstoffe: Wasser, Stickstoff, Phosphorsäure, Kali, Kohlensäure usw. Sie werden von der Aufnahmestelle ins Blatt geleitet; die Kohlensäure und die Luft treten durch die Spaltöffnungen, die sich in grosser Zahl auf der Blattunterseite befinden, in das Blatt ein. Hier gelangen sie in die *Fabrikräume*. Es sind dies die zur Verarbeitung der Rohstoffe bestimmten Blattzellen.

Die *Fabrikarbeiter* erwarten sie dort; es sind die Blattgrünkörper. Sie wandeln die Kohlensäure total um; Abfallstoff ist dabei der Sauerstoff, der ausgeatmet wird. Die Kohle wird umgewandelt in Stärke und dient so der Pflanze als Aufbau- und Reservestoff.

Die *Motorkraft*, welche die Blattfabrik ankurbelt, ist das *Licht*. Daraus folgt, dass die Pflanze, d. h. deren «Magen», das Blatt, nur während des Tages «verdauen» kann. Während der Nacht werden die Fertigprodukte aus der Fabrik abgeführt, nachdem die Stärke in Zucker verwandelt worden ist.

Abfuhrbahnen sind die Blattnerven und der Blattstiel. Durch sie wird das «Pflanzenblut» (der Saft mit den Aufbau- und Reservestoffen) entweder direkt oder mit Hilfe der Stengelleitung zum Aufbau und zur Anlage von Reserven in alle Teile der Pflanze geführt.

Was lernen wir daraus?

Vorerst die wunderbare *Oekonomie der Schöpfung*: die Kohlensäure, für den menschlichen und tierischen Körper ein Gift, das von der Lunge aus ihm ausgeschafft werden muss, ist für die Pflanze ein Hauptnahrungsmittel und wird dort wieder zu einem wichtigen Nahrungsmittel für Mensch und Tier umgewandelt. *Nichts geht verloren!* Ein idealer Kreislauf! *Dann für die Arbeit:* Der Umwandlungsvorgang im Blatt kann sich nur vollziehen, wenn es belichtet wird. Daraus folgt:

1. Wir müssen durch *richtige Pflanzweite* dafür sorgen, dass jedes Blatt einer Pflanze voll belichtet werden kann. Das ist vor allem für die Wurzelgemüse von grösster Wichtigkeit. Ein schönes Rübli z. B. ist nichts anderes, als umgewandelte Sonnenenergie. Sonne, Sonne und noch einmal Sonne und nicht — der Mond! Nach ihr müssen wir uns bedingungslos richten. Und wieviel wird da noch durch viel zu engen Stand der Pflanzen gesündigt und dadurch der Ertrag vermindert! Das ist noch um so dümmere und unverzeihlicher, weil die Sonnenkraft gratis ist.

2. Wir müssen dafür sorgen, dass der Pflanze alle gesunden Blätter *erhalten* bleiben. In Erkenntnis der Bedeutung des Blattes eine Binsenwahrheit. Und was sagst du nun zum Abblättern des Selleries, zum Entblättern der Tomatenstauden, zum Stutzen des Lauches und dem Niederlegen der Zwiebelrohre? Schlimme Gewohnheiten, Unsinn! Und darum Hand weg davon! Im Gegenteil, wir müssen

3. der Pflanze alle Blätter *gesund* erhalten. Das führt uns zur *Schädlingsbekämpfung*, die wir wieder mit Beginn der neuen Pflanzperiode zielbewusst und rechtzeitig beginnend, durchführen wollen. G. Roth

Der Sinn des Spielens

«O seht, der Kleine lächelt schon», sagt vielleicht die glückliche Mutter, wenn ihr Sprossling zum erstenmal das Mäulchen verzieht. Sie hat alles Mögliche probiert. Sie hat mit einem Spielzeug kleine Geräusche gemacht, mit einem Glöcklein geschellt, sie hat ihm das Näschchen gekitzelt und nun das Bärli über seinem Köpfchen baumeln lassen. Und siehe da: der Kleine lächelte. Wir wissen, dass jetzt die Mutter denkt: «Wie klug er schon ist, wie er alles achtet, wie er schon spielen möchte...» Aber sie hat unrecht. Das Kindlein braucht in den ersten Monaten noch kein Spielzeug, es hat genug zu tun, zu erfahren, wozu es seine Sinne, seine Gliedchen gebrauchen kann. Es verzieht, wenn wir ihm allerlei Dinge vorhalten, vielleicht das Mündchen zum Lachen, aber in der nächsten Minute schon zum Schreien. Vielleicht wehrt es sich gegen die vielen Eindrücke, und gut tun sie ihm keinesfalls. Denn, erstens lernt es dabei leicht Schielen, regt sich unnötig auf — wo ihm doch die Ruhe am besten tut — und schliesslich liegt der Sinn des Spielens eigentlich im Lernen mit Dingen umzugehen, ihnen Seele einzufliessen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Also eigentlich geht es um eine ernste Sache, die dem Kind sozusagen mundgerecht gemacht wird. Das nur wenige Monate alte Kind kann nicht spielen. Seine Sinne sind



noch nicht soweit entwickelt, dass es das Spielzeug verstehen kann, das Gaudeln vor seinen Augen schadet ihm aber vielmehr, als es nützt. Da lassen wir das Kleinste lieber mit seinen Fingern, mit seinen Zehen spielen, bald wird es deren Aufgabe und Möglichkeiten begreifen und dann nach weiteren Dingen greifen.

Wenn das Kind jährling ist, beginnt es den Sinn des Spielens zu erfassen und bis es zur Schule geht, wird ihm das das Liebste, neben dem Essen, das Spiel sein. Jetzt ist das Spiel dem Kind nicht nur Beschäftigung, jetzt bringt es ihm wesentliche Vorteile und Erfahrungen. Im Spiel der Kinder zeigt sich bereits ihr Charakter. Kinder, die sich geduldig immer wieder mit dem gleichen Spielzeug beschäftigen können, sind ruhige Charaktere, Kinder die ungeduldig immer nach neuen Sachen verlangen, alles zerlegen und zerbrechen, von innen nach aussen kehren, sind oft sehr aufgeweckte, aber schwierige Kinder. Da aber gerade in der Spielzeit der Kinder die Anlagen und Temperamente noch sehr biegsam und formungsfähig sind, ist der Einfluss der Mutter auf das Spiel des Kindes sehr wichtig. Sie kann den Ungestümen bleibend verhalten, bei einem Spielzeug zu bleiben, indem sie ihn lehrt, sich klug damit zu beschäftigen. Sie kann die Zerstörungswut eindämmen und sie in Formwillen verwandeln, sie kann die Fertigkeiten des Kindes entwickeln und es durch Lob ermutigen, durch überlegten Tadel gelegentlich rechtzeitig von verkehrtem Spieltrieb ablenken. Sie sehe aber niemals Unnützes und Ueberflüssiges im Spiel der Kleinen. Möge sie daran denken: so wie sie jetzt spielen, werden sie im Leben einst arbeiten. Mögen sie dann aber glücklich und erfolgreich sein. Im Spiel lernen sie dies.



Grossadmiral von Spanien und Vizekönig von Cipangu

(Fortsetzung von Seite 283)

«Hoho, Geduld, Geduld, meine Lieben. So schnell geht das nun doch nicht. Meine Mission war nicht so leicht, und es gab da manche Schwierigkeiten mit kluger Diplomatie zu überbrücken.»

«Sind meine Vorschläge angenommen oder sind sie es nicht», wollte Kolumbus, ungeduldig werdend, wissen.

«Gewiss, gewiss. Beruhigt Euch, lieber Bruder», klopfte ihm Pater Perez auf die Achseln.

«Erzählt», drängte Diego.

«Vor allem — der König und die Königin haben Eure Pläne gebührend gewürdigt und Euren Vorschlägen Interesse entgegengebracht. Eure Feinde haben zwar nicht aufgehört, Euer Vorhaben bei Hofe zu untergraben. Man sprach von wissenschaftlicher Ignoranz,

von Piratentum, blosser Abenteuerlust.» «Diese Schurken! Ich werde es ihnen zeigen!»

«Und um all den Verleumdungen gegen Euch endlich die Spitze abzubrechen, beordern Euch die Fürstlichkeiten auf schnellstem Wege zu sich ins Lager von Santa Fé, um Euch förmlich zum Leiter der Uebersee-Expedition zu proklamieren. Hier das zu lesende Dokument.»

Tatsächlich fand Kolumbus diese Angaben bestätigt. Endlich näherte er sich doch seinem Ziel. Noch am selben Abend machte er sich auf den Weg nach Granada, endlich die Neue Welt zu erobern.

Grossadmiral von Spanien und Vizekönig von Cipangu.